Die Wartburg.

Deutsch-evangelische Wochenschrift

Organ für amtliche Kundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich, des Deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark (Oesterreich), des Wehrschatzbundes, des Luthervereins.

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Meuselwitz (S.-A.). Verlag: Arwed Strauch in Leipzig.

Schriftleiter: Pfarrer G. Mix in Guben (N.-Laus.) [für das Deutsche Reich], Pfarrer Otto Riedel, Klosterneuburg (Niederösterreich) [für Oesterreich]. Zusendungen sind zu richten in reichsdeutschen und allgemeinen Angelegenheiten an Pfarrer G. Mix in Guben (N.-Laus.), in österreichischen Angelegenheiten an Pfarrer Otto Riedel in Klosterneuburg (Niederösterreich), für die Verwaltung (Bezug und Versand), sowie für Anzeigen und Beilagen an Arwed Strauch, Verlag in Leipzig, Hospitalstr. Nr. 25. Bezugspreis vierteljährlich durch die Post 2.62 Mk., den Buchhandel 2.50 Mk., in Oesterreich bei der Post 3 K 65 h, bei den Niederlagen 2 K 50 h. Unter Kreuzband vom Verleger fürs Deutsche Reich 2.90 Mk., für Oesterreich 4 K, fürs Ausland 3.80 Mk. vierteljährlich. — Einzelne Nummern 30 Pf. = 45 h. Anzeigenpreis 40 Pf. für die 4-gespaltene Kleinzeile. Stellengesuche und -Angebote 20 Pf. Bei Wiederholungen Nachlaß laut Plan. Erteilte Aufträge können weder angehalten noch zurückgezogen werden. Für das Erscheinen der Anzeigen an bestimmten Tagen und bestimmten Plätzen wird keine Gewähr geleistet. Zurückweisung von Anzeigen, die zur Aufnahme nicht geeignet erscheinen, behält sich der Verlag vor.

Postzeitungspreisliste fürs Deutsche Reich Seite 422, für Oesterreich Nr. 5087. — Scheckkonto Nr. 105847 beim k. k. Postsparkassen-Amte in Wien.

Nr. 19|20. Leipzig, 9. Mai 1919. 18. Jahrgang

Wochenspruch

Wenn es einmal dahin käme, daß Gott zur Strafe verhängen würde, daß durch die Tyrannei das göttliche Wort zu predigen nicht gestattet würde, so hätte man doch die ganze christliche Lehre in unsern Liedern, und, wenn man auch deren öffentlichen Gesang mit Gewalt verbieten wollte, könnten und sollten sie doch nebst den schönen Sprüchen der heiligen Schrift nimmermehr aus unseren Herzen gerissen werden.

Cyriacus Spangenberg, „Cythara Lutheri", 1569.

Paradies

Es gibt wenig Menschen, die nicht in ihrer Seele ein Bild vom Paradiese haben. In diesem Bild tut sich ihr ganzes Wesen kund; und dieses Bild wirkt auch wieder auf ihr Denken und Handeln zurück. Das ist oft alles ganz verborgen und geheim, ohne daß sie selbst es wissen; aber trotzdem ist es vorhanden und von Einfluß. In der Regel ist es ein Bild von bessern, schönern Tagen; man wird das nur dann ein Paradies nennen, wenn es nicht nur das Glück des Menschen selbst, sondern auch das von andern, vielleicht der ganzen Menschheit umfaßt. Denn oft erheben sich die Träume von lieben Träumern und Schwärmern zu dieser Höhe hinauf. Sie denken mit ihren Wünschen; weil sie es wünschen, so steht es als möglich vor ihrem Blick. Man brauche nur dies und jenes abzuändern, diese und jene Einrichtung zu treffen, und dann sei es nicht mehr fern. Oder man müsse die Menschen nur ändern, und das geschehe, wenn man ihnen tüchtig zurede; denn sie wollten ja doch alle miteinander nur ihr Glück, wüßten aber nicht, wie es zu erreichen sei. Ob nun die ersten meinen, wenn die Einrichtungen geändert würden, dann würden auch die Menschen anders, oder ob diese umgekehrt denken, wenn die Menschen sich besserten, besserten sich auch die Verhältnisse, immer ist es ein hoffnungsseliger und liebenswürdiger Idealismus. Ganz besonders gut steht er der Jugend an. Niemand darf jung gewesen sein, ohne diesen holden Traum geträumt zu haben. — Gegenwärtig wird er von wer weiß wie vielen Tausenden geteilt. Sie glauben an eine goldene Zeit, wie sie schon seit langem dran geglaubt haben. Nur müssen die Dinge anders eingerichtet oder die Menschen gebessert werden; dann kommt die goldene Zeit, das Paradies, der Himmel auf Erden und das allgemeine Glück. — So haben die Menschen immer geträumt; nie, zumal nach schweren, bösen Zeiten der Menschengeschichte, hat es an solchen gefehlt, die sich dem Hoffnungstraum vom tausendjährigen Reich hingegeben haben. Denn, meinen sie, die Erde ist geschaffen zu unserm Glück, und die Menschen sind an sich herzlich gut. Man muß nur ein bißchen ändern und Geduld haben, dann steigt der Himmel zur Erde hernieder und das Paradies ist wieder da.

Andre lächeln bitter über diesen Traum. Sie glauben die Welt und die Menschen besser zu kennen. Die Welt sei nun einmal ein Jammertal und die Menschen taugten gar nichts. Elend und Not sei das Wesen des Lebens und Gemeinheit und Niedertracht das unverlierbare Erbe der Menschen. Auch die glücklichsten Verhältnisse machten sie nicht besser, und die besten Menschen änderten nicht die Verhältnisse der Welt. Die Welt liege im Argen und das Böse sei der Erbfluch ihrer Bewohner. Es sei ganz und gar nichts zu machen; das einzige sei, man ziehe sich von der Welt und ihrem Treiben zurück und gewöhne seine Gedanken an eine andre bessere Welt. Das Paradies, wenn es eines gäbe, sei nicht hier; es sei allein in einer geistigen Ueberwelt. Dort nur sei die Vollkommenheit und das Glück. Wer diese Hoffnung nicht teilen könne, der sei ein armer Mensch; für den gehe alles unter in Unsinn und Graus.

Beidemal liegt eine ganz besondere Meinung vom Menschen und der Welt zu grunde, die zuletzt ohne Zweifel auf religiösen Fundamenten ruht. Das eine Mal ist es der Glaube, daß etwas Göttliches im Menschen sei und daß es nur der Geduld und der Erziehung bedürfe, um es hervorzuholen; dann komme die Welt dazu wozu sie bestimmt sei, der Schauplatz für das Glück der Menschen zu sein. Das andre Mal regiert der düstere Gedanke von der Erbsünde und den bösen Folgen der Freveltat der ersten Menschen das Bild von der Welt. Zwei ganz verschiedene Arten von Glaube sind es, die sich in diesen Stimmungen geltend machen. Wenn man Namen sucht, dann könnte man als Vertreter der ersten Ansicht Rousseau und als den der andern Luther aufstellen. Dem Evangelium von der Natur die nach dem Bild vom guten Gott geschaffen ist, entspricht das von der Gnade, die den Erbschaden heilt,

[Lan]dbibliothek 14. V. 19

aber in die überweltliche Welt Gottes weist. — Welche aber von diesen beiden Ueberzeugungen ist die beste und die wahre? Die Entscheidung mag manchem schwer fallen; es zieht das Herz zu der ersten, aber die Tatsachen weisen auf die zweite hin. Die Arbeit an den Menschen bedarf als ihres Grundes der ersten, aber die Erfahrung legt immer wieder die zweite nahe. Es wird wohl manchem so gehen: man schwankt zwischen beiden hin und her. Vielleicht sprechen sie je eine Seite an unsrer Stimmung und auch an der wirklichen Welt selber aus. Vielleicht bedarf es beider, um das Gleichgewicht in der Seele zu bewahren: ohne die erste würde die Kraft des Armes erlahmen, der immer wieder an den Menschen und den Verhältnissen bessern möchte. Ohne die zweite würde das Herz verzweifeln, das da sehen muß, wie immer wieder Bosheit alles Gute verdirbt und der Tod sein grausiges Szepter über den Menschen schwingt. Niebergall.

Um unsere Ehre! Um das Gewissen der Menschheit!

Als Friedrich der Große im Jahre 1756 in Sachsen einrückte, schlug, ob dieses „schnöden Friedensbruchs" in ganz Europa eine Lohe des Zornes und des Hasses zum Himmel empor — vergleichbar nur der, die unser Einmarsch in Belgien, vielmehr die gutmütige Selbstbezichtigung Bethmann-Hollwegs vor 5 Jahren entfacht hat. Noch aber war der Hubertusburger Friede nicht in greifbare Nähe gerückt, da war Friedrich bereits der gefeiertste Held der populärste König in der ganzen gesitteten Welt. Und diese Verehrung genoß das preußische Volk mit, wie Nettelbecks Erlebnis in Lissabon bezeugt.

Des großen Königs zähes Durchhalten (die kleinlebigen Engköpfe der deutschen Gegenwart sagen: „des genialen Hasardeurs Vabanquespiel") hatte auch die öffentliche Meinung selbst in den feindlichen Ländern bezwungen, hatte den Haß gemeistert und ihn in Bewunderung, ja Verehrung gewandelt.

Uns fiel ein anderes Los. Zwiefach durch eigene Schuld. Schlimm schon, daß wir freiwillig die Rolle des Besiegten übernommen haben! Denn die Katos, denen die unterlegene Sache gefällt, sind selten. Schlimmer aber noch als unsere Niederlage muß das Gebaren des größten Teils der deutschen Presse wirken. Denn sie ist — man kann sagen: fast durchweg — während des Krieges gegenüber dem Lügenfeldzuge der Feinde nicht auf dem Posten gewesen. Sie hat weder die Verunglimpfung unserer Einrichtungen noch die Beschimpfung unserer führenden Männer und unsers Heeres gebührend kräftig und leidenschaftlich zurückgewiesen. Noch viel weniger ist sie zu einem ebenso berechtigten wie möglichen Angriff auf die vielfach doch sehr fragwürdigen Einrichtungen und Zustände in den feindlichen Ländern übergegangen. Und das, obwohl einsichtige Neutrale wiederholt warnend und mahnend auf die Notwendigkeit einer solchen „Offensive des Wortes" hingewiesen haben.

Dieses des Widders Bellyn würdige Verhalten ist geradezu ein Verrat an unserer Ehre und am Gewissen der Menschheit.

Denn auch um dieses handelt es sich. Es ist ja gar nicht anders möglich: der Ausgang des Krieges muß, wird einen nie gesehenen Umsturz, eine noch nie dagewesene Verwilderung des sittlichen Urteils in der ganzen Welt bewirken. Reuters Lügen und Havas' Fälschungen werden das Evangelium der nächsten Zeit sein. „Was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet sein; was sie sagen, das muß gelten auf Erden. Darum fällt ihnen der Pöbel zu und laufen ihnen zu wie Wasser."

Der Psalmist meistert seine Empörung über solchen Triumph der Gottlosen durch einen Aufblick zu Gott: „Du setzest sie auf's Schlüpfrige und stürzest sie zu Boden." In gleicher Weise uns zu trösten haben wir jedes Recht verloren. Sagt doch ein deutsches Sprichwort: „Wer leidet daß es in sein eigenes Haus regnet, des erbarmt sich Gott nicht". Zumal wenn der Hausherr ein solcher Narr war, daß er eigenhändig das Dach seines Hauses zerstörte. Das aber haben wir gründlich besorgt, ja, wir sind noch immer munter dabei. Denn seit Monaten schweigt ein Teil unserer Tagespresse zu dem ungeheuerlichsten Ansinnen, das je von einem Sieger an den Besiegten gestellt worden ist, und ein anderer versucht, es auf ein ihm „vernünftig" erscheinendes Maß zurückzudrängen.

Dies Ansinnen geht dahin, daß unsere führenden Männer von uns ausgeliefert werden, damit Franzosen, Engländer und Amerikaner über sie aburteilen. Man muß schon auf die Zeiten spartanischen Hochmuts (Verurteilung der Platäer durch einen spartanischen „Gerichtshof") und römischen Dünkels (Hannibal) zurückgehen, um zu dieser Offenbarung größenwahnsinniger Selbstgerechtigkeit eine Parallele zu finden. Nur noch der brutale Anjou hat es gewagt, eine solche Narrenposse aufzuführen. Seitdem aber, sollte man meinen, sei die Achtung vor dem Rechte der Völker auf Selbstbehauptung Gemeingut der Menschheit geworden. Aber weit gefehlt! Ausgerechnet die Völker, die sich als Vertreter des Rechts aufspielen, sich blähen als Bringer der Freiheit, erheben einen solchen Anspruch, der jedem Menschen als Menschen die Röte der Scham in die Wangen treiben müßte. Und mit Schafsgeduld, „wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird," schweigt das deutsche Volk. Höchstens erlaubt sich hier und da einer, ganz bescheiden im Namen der „Objektivität" ein neutrales Gericht vorzuschlagen.

Und doch liegt der Zweck, der doppelte Zweck, den die Entente im Auge hat, klar zutage. Ihre Beschuldigung, daß das deutsche Volk, mindestens seine „Herrenkaste", den Krieg auf dem Gewissen hat, soll durch das Theaterstück eines „Gerichtsverfahrens" vor aller Welt feierlich als zu Recht bestehend abgestempelt werden. Und zugleich soll das deutsche Volk durch die erzwungene Auslieferung seiner Führer der Ehre beraubt werden. Es soll für alle Zeiten so geschändet dastehen, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nimmt.

Aber wir haben, scheint's, andere Sorgen als die um unsere Ehre. Wir winseln nur noch um Brot. So hallte denn auch erst dann wieder ein ziemlich einmütiger Protest durch die deutsche Tagespresse, als der Verlust unserer Kolonien uns drohte und so wieder einmal wirtschaftliche Sorgen in Frage kamen. Denn auch die Schmähungen, die Wilson über unsere Kolonialpolitik

ausgegossen hat, sind unerwidert geblieben. Und doch wäre es naheliegend gewesen, den Herrn Geschichtsprofessor nach dem Verbleiben der Tasmanier zu befragen oder ihn um Aufklärung zu bitten über die Tatsache, daß von den etwa 10 Millionen Indianern in dem angelsächsischen Amerika noch nicht eine halbe Million wohnt, von denen die im Dorado der Freiheit und Menschlichkeit Hausenden nicht einmal das Bürgerrecht haben.

Nun haben ja freilich neuerdings unsere Staatsrechtslehrer sich zu Worte gemeldet, um in das vom Siegestaumel blöde gewordene Hirn der Entente einen Strahl der Vernunft fallen zu lassen. Aber wenn unsere Tagespresse sich auf eine dürre Wiedergabe dieser Erklärung beschränkt wenn auch diese Erklärung in der Tagespresse, die doch noch ganz andere Gesichtspunkte geltend machen kann, einen Sturm der Leidenschaft, der nationalen Entrüstung entfacht dann wird man durch das an sich erfreuliche und befreiende Auftreten jener Gelehrten nur höchst unerquicklich an die Zeiten erinnert, wo der Regensburger Reichstag den ja auch in Formen des Rechts sich vollziehenden „Reunionen" des Sonnenkönigs mit langatmigen Rechtsdarlegungen zu begegnen sich begnügte.

Wir müssen von der einzigen Waffe, die uns noch geblieben ist, einen ganz andern Gebrauch machen wenn wir unsere Ehre wahren, wenn wir das Gewissen der Menschheit retten wollen. Als einzige Waffe geblieben ist uns das Wort. Eine schneidige Waffe, auf die Luther sein Vertrauen setzte, mit der allein er die Wittenberger Schwarmgeister niederwarf mit der allein gerüstet er den fanatischen Bauern trotzte, mit der allein er den wankenden und schwankenden Adel des deutschen Volkes in Augsburg von feiger Unterwerfung zurückriß. Aber geschlossen und einheitlich müssen wir von dieser Waffe Gebrauch machen. Fluch, Verachtung, gesellschaftlicher Bann treffe jeden Deutschen, der jetzt spricht und schreibt um durch hündisches Winseln das Herz der Feinde zu erweichen, durch das läppische Jammern „unsere Schuld, nur unsere Schuld!" die Gnade brutaler Henker zu erbetteln nach dem Rezept: Besser ein lebender Hund als ein toter Löwe!

Wenn überhaupt wegen dieses Krieges von Menschen über Menschen gerichtet werden kann und darf, so doch nur von Deutschen über die, die vor Ausbruch und während des Krieges durch Nachlässigkeit oder böswillig unsern Zusammenbruch herbeigeführt haben. Solche Reinigung der deutschen Luft ist freilich ein Ziel des Schweißes aller wert. Aber davor steht die Notwendigkeit, durch einmütigen Einspruch wider die tollhäuslerische und barbarische Forderung der Feinde wenigstens unsere Würde zu retten, den noch immer vorhandenen stolzen, unabhängig Denkenden unter den Neutralen einen Rückhalt zu geben und so das Gewissen der Menschheit vor dem Tode zu bewahren. Prof. Hans Haefcke.

Die Bedeutung der Mischehenpflege

In seiner noch viel zu wenig gewürdigten „Evangelischen Pfarramtskunde, Handbuch für die Amtsführung" (Halle a. S. 1905, S. 258 f.) sagt D. Wächtler: „Die Stellung beider Kirchen zur Mischehe ist unzweifelhaft zunächst darin gleich, daß weder die eine noch die andere die gemischten Ehen wünschen können, sondern beide darin eine Gefahr für das Familienleben und für die religiöse Entwicklung des heranwachsenden Geschlechts erblicken müssen. Aber wir sehen in der Mischehe an sich weder eine Todsünde noch überhaupt eine Sünde, auch nicht eine Untreue gegen die Kirche und schreiten nicht eher ein, als bis eine wirkliche Verleugnung des evangelischen Bekenntnisses durch Gewährung des von der römischen Kirche geforderten Versprechens der ausschließlichen katholischen Erziehung der Kinder hinzutritt. Wenn dieser Anspruch nicht fortwährend erhoben würde, läge zu einem Eingreifen unsererseits überhaupt ein Anlaß nicht vor. Aber auch dann schreiten wir nicht zur Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, sondern beschränken uns darauf, kirchliche Ehren und Rechte zu versagen. Indessen nötigt uns die rücksichtslose Angriffsstellung der römischen Kirche einen Kampf auf, dem wir uns nicht entziehen dürfen. Welches Ziel dieser Kampf auf römischer Seite verfolgt, hat der sogenannte Toleranzantrag deutlich gezeigt: Die Freiheit, die Rom verlangt, ist die, die Glieder der katholischen Kirche in einer Gebundenheit zu erhalten, die sie zur Erfüllung aller Ansprüche Roms zwingt, und die den Staat hindert, für den Frieden zwischen den Konfessionen einzutreten. Hierüber müssen wir unsere Gemeinden aufklären, auch da, wo diese nicht in unmittelbare Berührung mit Rom kommen, und ihnen das protestantische Bewußtsein stärken, daß sie inne werden, was wir der Reformation zu danken haben, und was diejenigen aufgeben, die sich unter das knechtische Joch Roms fangen lassen. Gerade in den überwiegend evangelischen Landesteilen pflegt die römische Kirche die glänzendsten Eroberungen zu machen und wir selbst und der evangelische Teil stehen ohnmächtig da, wenn dieser aus Unkenntnis und Schwäche den Ansprüchen Roms nachgegeben hat." Schon vorher (S. 245 f.) hatte der Verfasser betont: „Oft genug hat Gedankenlosigkeit oder eine Billigkeitsrücksicht, die nur aus der Gleichgültigkeit gegen das eigene Bekenntnis stammt, den evangelischen Teil später in arge Not gebracht. In konfessionell gemischten Gebieten haben die Gemeindeglieder geübtere Sinne für die römischen Schliche als in denjenigen, wo die Katholiken die Diaspora bilden. Darum kommt auch hier viel darauf an, daß der Pfarrer frühzeitig auf die drohende Gefahr aufmerksam macht." Auch Theodor Traub (in „Römisch oder evangelisch? Die römische und die evangelische Lehre von den Gnadenmitteln." 2. Auflage, Leipzig o. J., S. 136) weist darauf hin: „Es ist für jeden, der offene Augen hat, klar, daß die römische Mischehenpraxis eine Bedrohung und Gefahr für den Protestantismus ist. Nicht mit Unrecht hat Rom selbst schon von dieser ‚stillen Reformation' (d. h. Zurückführung zur römischen Kirche) große Hoffnungen bekundet."

Namentlich der Jesuit Krose widmet den gemischten Ehen, die er auch nur mit sichtbarem Mißbehagen betrachtet, in seinem „Kirchlichen Handbuch für das katholische Deutschland" große Aufmerksamkeit. Besonders im Jahre 1914 hat in Preußen eine Steigerung der Durchschnittsziffer der Mischehen gegen das Vorjahr von 14,2 auf 17,3 v. H. stattgefunden. Krose bemerkt dazu (a. a. O., Band 6, Freiburg i. B. 1912, S. 405) „Der Vorgang an sich ist psychologisch wohl begreiflich. Unter den zahlreichen übereilten Kriegstrauungen im August 1914 waren außergewöhnlich viele Mischehe-

schließungen. In normalen Zeiten stehen denselben in kirchlichen Kreisen bei Evangelischen sowohl wie bei Katholiken doch immer noch große Hemmnisse entgegen, die in der allgemeinen Begeisterung bei Kriegsausbruch leichter überwunden wurden. Vom Standpunkte des Volkswohles ist das sehr zu bedauern, da die gemischten Ehen nach dem Zeugnis der Statistik die geringste Geburtenziffer, die höchste Scheidungsfrequenz und eine bedeutend gesteigerte Selbstmordhäufigkeit haben"!

In weiten Kreisen herrscht die Ansicht, daß immer nur die evangelische Kirche von Rom zu lernen hat. In Wirklichkeit hat die römische Kirche sich auch mannigfache treffliche Einrichtungen der evangelischen Kirche zu eigen gemacht. Dies gilt ganz besonders von den Arbeiten der Inneren Mission, welcher der katholische „Caritasverband" nachgebildet ist. So erschien in dessen Verlage, als man im evangelischen Deutschland schon allenthalben evangelische Gemeindeblätter hatte, 1904 eine Schrift des Vikars Strauß „Das Pfarrblatt. Ein modernes Hilfsmittel der Seelsorge." Noch mehr aber will es besagen, daß der Jesuit Krose in seinem „Kirchlichen Handbuch für das katholische Deutschland" (Band 2, Freiburg i. Br. 1909, S. 238—241) eine Schrift von Lic. Everling über die Mischehenpflege und das darin dargelegte „wohlgeordnete System der Mischehenpflege" als „mustergültig bezeichnet" und seine leitenden Grundsätze ausführlich wiedergibt! Neuerdings ist sogar im Anschluß an Everlings Gedanken vom Caritasverband eine Schrift herausgegeben „Die Pfarrkartothek. Vorschläge für deren einheitliche Anlage in ganz Deutschland." Nunmehr ist die schon in ihrer ersten Auflage von dem Jesuiten Krose bewunderte Arbeit bereits in 3. vielfach verbesserter Auflage[1]) unter der Mitarbeit verschiedener Fachmänner erschienen und es wäre zu wünschen, daß dieselbe bei der steigenden Wichtigkeit der Mischehenpflege in jedem evangelischen Pfarramt zu finden wäre. Freilich berücksichtigt der Verfasser nur preußische Verhältnisse, aber die Verhältnisse sind in ganz Deutschland dieselben.

Der erste Teil von Everlings Darlegung behandelt „die Notwendigkeit der Mischehenpflege" (S. 7—17). Wohl spricht in Preußen noch die Mischehenpflege zu Gunsten der evangelischen Kirche, was als Lohn für treue Arbeit im Kleinen angesehen werden darf. Aber mit der steigenden Macht des Ultramontanismus in unserem Staatsleben und mit der beständigen Vermehrung der Priester in der Diaspora, sowie der Zunahme der Klöster und der katholischen Vereine wird die „Möglichkeit ungeheurer Einbuße an Seelen und lebendigem evangelischen kirchlichen Bewußtsein" immer stärker. Dabei ist die Mischehenpflege schon an sich schwierig durch das „kirchliche Eingreifen in die zartesten und persönlichsten Lebensbeziehungen," vor Allem aber durch das schroffe Verhalten der römischen Kirche. Wie die Päpste wiederholt die Mischehen in der schärfsten Weise verdammt haben (Pius der 7. bezeichnete alle vor evangelischen Geistlichen geschlossenen Mischehen als „Konkubinate" und Pius der 7. nannte das Eingehen von Mischehen ein „schweres Verbrechen", so hat auch das Pfingsten vorigen Jahres in Kraft getretene neue katholische Kirchenrecht auf Grund des „göttlichen Gesetzes" die Mischehen „strengstens verboten" und nur aus schwerwiegenden Gründen dazu Dispens erteilt, wenn nämlich katholische Trauung, freie katholische Religionsübung, katholische Taufe mit katholischer Kindererziehung sowie die „vorsichtige" Bekehrung des evangelischen Teiles versprochen wird und die Trauung nur vor einem katholischen Pfarrer stattfindet. Im Rheinland und Westfalen wird solche Erklärung vor dem katholischen Pfarrer schriftlich „an Eides Statt" und durch Handschlag abgegeben. In demselben Sinne arbeiten auch die katholischen Pfarrer an den Brautpaaren, wie dies trefflich ein Erlaß des Preußischen Evangelischen Oberkirchenrats vom 11. April 1883 dargelegt hat. Wenn sich auch Mischehen niemals werden verhindern lassen, dann sollte doch auf evangelischer Seite Alles aufgeboten werden, vorzubeugen, besonders durch den unaufhörlichen Hinweis auf die Bedenken gegen die Mischehen. Das evangelische Bewußtsein muß geweckt und die Erkenntnis gestärkt werden, „daß uns in den Segnungen der Reformation eine höhere Form des Christentums geschenkt ist, die man sich und seinen Nachkommen nicht darf rauben lassen."

Der zweite Teil belehrt uns über „die Gestaltung der Mischehenpflege" (S. 18—47). Zunächst ist „Kenntnis der gesetzlichen Bestimmungen über die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen" nötig. Das Bürgerliche Gesetzbuch kommt hierbei nicht in Betracht, sondern allerlei gesetzliche Bestimmungen und Entscheidungen der Rechtsprechung, welche für Preußen eingehend mitgeteilt und in ihrer Tragweite gewürdigt werden. Uebrigens ist die Hauptgeschäftsstelle des Ev. Bundes (Berlin W. 35, Am Karlsbad 5) zur Rechtsbelehrung der evangelischen Glaubensgenossen sowie zu ihrer Unterstützung mit Rat und Tat gern bereit. Sodann bedarf es einer immer auf dem Laufenden gehaltenen „Mischehen- und Gemeindeliste," für welche praktische Vorschläge gemacht werden. An „die Behandlung der werdenden Mischehen" schließt sich die „der geschlossenen Mischehen." Wenn Everling feststellt: „Ueberhaupt haben sich die Mittel der Kirchenzucht in vielen Gemeinden als wenig wirksam erwiesen," so meint auch Traub (a. a. O. S. 137): „Den betreffenden protestantischen Eheteil auch von dem Abendmahl auszuschließen, wie dies z. B. die rheinische Provinzialsynode zu Elberfeld im Oktober 1853 verfügt hat, ist wohl zu weit gegangen und eine im Kampf gegen römisch-katholisches Wesen unbewußte und ungewollte, aber doch nicht unbedenkliche Annäherung an die römisch-katholische Kampfesart." Everling hebt ausdrücklich hervor: „Sehr wichtig ist es, daß unsere in Mischehen lebenden Gemeindeglieder die Empfindung haben, daß sie wie jede andere evangelische Familie der teilnehmenden Liebe und Gesinnung seitens der Gemeinde und ihrer Beamten gewiß sein können. — In Zeiten der Not und der Krankheit dürfen den in gemischter Ehe lebenden Gemeindegliedern Zeichen und Zeugnisse der Bruderliebe nicht fehlen." An die Stelle der „gesetzlichen und harten Mischehendisziplinierung" muß eine „unermüdliche, wohlorganisierte, vom Geist der Liebe getragene Mischehenpflege" treten.

---

*) „Die Mischehenpflege. Praktisches Handbuch zur Orientierung über die Notwendigkeit und zur Einführung in die Gestaltung der Mischehenpflege" von D. Otto Everling. (Berlin 1918, Verlag des Ev. Bundes. 88 S., geb. 1.75 Mk., für Vereine des Ev. Bundes 1.35 Mk.)

Der dritte Teil bietet noch allerlei „Hilfsmittel zur Mischehenpflege“ (S. 48—88). Sehr nützlich sind die mitgeteilten Entwürfe für Flugblätter und Formulare aller Art. —

Möge das im Westen unseres Vaterlandes viel gebrauchte „Praktische Handbuch der Mischehenpflege“ sich bald auch die anderen Teile Deutschlands erobern zum Segen unserer evangelischen Kirche.

Dr. Carl Fey.

Die Himmelswiese

Es ist ein sehr weiter Weg bis dahin. Aber das ist gut und muß wohl so sein, denn Himmelswiesen dürfen nicht so greifbar nahe dem Alltag liegen, wenn ihr Märchenzauber seine Wirkung behalten soll. Man steigt aus der heißen, dumpfen Bahn an einem stillen Waldort aus und wandert dann das enge Wiesental hinauf, dem leise murmelnden Bach entlang, immer weiter und weiter, und die Abendschatten fangen an langsam herabzusinken, wenn auch noch die letzten Sonnenstrahlen leuchtend über den Gipfeln liegen. Hinter den Bergen glüht es rot im Westen auf, und der Himmel bekommt seine milchige Helle, die so wunderbar feierlich auf die Erde zurückwirkt, wo reglos Baum und Strauch, selbst das kleinste Gräschen, steht, und die Natur ahnend die ganze Tiefe und den Ernst und die Größe der kommenden Nacht zu empfinden scheint — wo sie den Atem anhält, ähnlich wie auf der Höhe des Tags, da die Erde in Mittagsglut wie in tiefem Traum befangen liegt. Dann empfindet man es beinah als störend, daß man auf dem Weg nun durch den kleinen Weiler muß, aus dessen Häusern und Höfen noch das letzte Mühen der Tagesarbeit herausklingt. So ergeht es dem Menschen, dessen Seele erschauert unter dem ersten Ahnen des großen Erlebens, das ihrer wartet, wenn ein Hauch der Ewigkeit, der endlosen, unfaßbaren, unmeßbaren, sie berührt. Dann ist er so leicht geneigt, alles Erdengetriebe als lästigen Ballast zu empfinden und es von sich zu weisen, und dann meint er, allein sein zu **können**, während er auf der langen Wanderung erst durch bittre Nöte lernen muß, daß wir doch allein sein **müssen**, denn ein unerbittliches Gesetz, das des Menschen Seele als Einzelding geschaffen hat, schreibt es so vor.

Es geht aber einstweilen der stille, liebliche Weg immer weiter in die Abendschatten hinein, und das ist nun die Stunde, von der es heißt:

„Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Wehn,
Nun hört man allerorten
Der Engel Füße gehn;
Rings in die Tale senket
Sich Finsternis mit Macht —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht!“

Ja, da fällt auch mancher wirklich unnötige Ballast, ein Stück nach dem andern, von dem staubbedeckten Alltagsherzen ab, und es weitet sich und kann sich nicht genug weiten, um all' die Friedens- und Segensfülle, die mit der leise niedersinkenden Nacht auf es herabtaut, in sich bergen zu können. Die schwarzen Wälder zur rechten, die lichte Wiese mit dem immer leiser singenden Wässerlein zur Linken, vor uns die dunklen Berge, die den Durchlaß zu versperren scheinen und doch beim Näherkommen sich immer wieder öffnen wie auf ein Zauberwort, und über uns flimmernde Sterne an dem noch hellen Himmel: es ist, als ob man geradewegs hineinschreite in die Ewigkeit. Und doch, sind die stillen Häuser, die sich jetzt urplötzlich auf den Weg stellen, nun auch noch eine unerwünschte Zugabe in dem großen All? Ach nein, denn sie sind da, weil sie da sein müssen, weil der Mensch, nachdem er gelernt hat, allein sein zu können, wieder fühlen muß, daß es vielfältiges Leben gibt außer ihm, das ihn zu sich zieht mit tausend Fäden, und daß es einen Platz gibt, für jeden Menschen einen ganz besondren, den er finden muß, wo er Wurzel schlagen darf und blühen und Frucht tragen und wirken und sich verschwenden. Kleines Lichtlein in der alten Mühle, das als einzige Helle in all das große Dunkel fällt, du hast es mich ahnen lassen, daß es ein „Daheim“ gibt, ein wahres „Daheim“, wo die brennende Sehnsucht zu flutendem Leben und die bittre Not zu endlosem Geben wird! Und wenn dann der letzte Teil des Weges immer mühevoller wird, weil die Nacht ihres Mantels Falten immer dunkler und enger um uns schlägt, wenn nichts mehr zu sehen ist, als das weiße Band der Landstraße vor uns und die immer heller leuchtenden Sterne über uns, dann fängt das kleine Licht aus der alten Mühle auf einmal an, in uns zu glühen, immer wirklicher und freudiger, und man fühlt, daß man den Weg zu den Menschen, den einzig rechten Weg gefunden hat. Dann hört plötzlich das Tal auf und die Welt ist buchstäblich mit Brettern zugenagelt und es bellen Hunde und man hört Menschenstimmen, die Umrisse eines Hauses lösen sich aus dem Dunkel, Menschengestalten treten hervor, und Eins hebt eine Lampe hoch, und man ist auf einmal herausgerissen aus Finsternis und Einsamkeit und hineinversetzt in Wärme, Helle und Traulichkeit. Aber so und kein bißchen anders muß der Platz beschaffen sein, wo man dann nach stillem, traumlosem Schlaf an andern Morgen sonndurchglüht ausgehen kann, um die Himmelswiese zu suchen. Denn um sie zu finden, muß man durch „Paradieseshelle“ und durch „tiefe schauervolle Nacht“ gegangen sein.

Und nun meine Himmelswiese! Sie liegt tief drinnen im Wald, von dunklen Tannen und lichten Buchen umsäumt und ihr Rasenteppich ist so wunderbar sammetweich, daß das Darüberhinschreiten schon zum Ausruhen wird und ganz müde Füße beflügeln kann. Die Vergißmeinnicht blühen darauf, die in ihrer Bläue einen Abglanz des Firmaments aufgefangen tragen, und weiße Margaretenblumen mit ihren strahlenden, vom Himmel gefallenen Sternen. Im Frühling sind es Schlüsselblumen, süße, duftende, welche die Paradiesestore aufschließen, und im Winter, ja, da glitzern zu Tausenden Diamanten und Perlen aus dem allerschönsten Feenreich darauf. In der Wirklichkeit hat meine Himmelswiese einen richtigen Eigentümer, aber das macht nämlich garnichts; und es macht auch nichts, daß sie dem Wilderer gehört, den der Förster schon ein paarmal bei einem frischgeschossenen Reh ertappt hat, denn in Wahrheit gehört sie ja doch mein, einzig und allein. Wer wollte mich hindern, sie als mein eigen zu fühlen, wenn ich mich an ihren grünen, weichen Flaum schmiege und in ihren Blumen wühle? Und wer gar kann mich hindern, sie mit mir fort zu

nehmen, mit heim in das Alltagstreiben und sie da im Herzen zu tragen, quellfrisch und erquickend, ein unerschöpflich reicher Schatz, der immer wieder die dürstende Seele speist! Denn das hat die Himmelswiese als eine wunderbare Eigenschaft an sich, daß sie vor einem aufsteigt in dem Augenblick, da das Herz nach ihr ruft, gerade wann und wie man sie am notwendigsten braucht. Wenn man da in Sonnenglut wandert und aller Frohmut von dem grellen, scharfen Sengen auf des Lebens Landstraßen hinweggebrannt ist und dicke Staubschichten sich über den Atem der Seele legen, dann taucht die Himmelswiese so ganz besonders frisch und grün und kühl und erquickend aus dem Bewußtseinsdunkel auf, gerade als ob im allerletzten Augenblick ein richtiger, labender Mairegen darüber hingesprüht wäre. Wenn aber am Horizont finstre Wolken sich ballen oder kalte, graue Nebelschleier uns gefangen nehmen und mit bösen Händen Mauern türmen zwischen uns und dem Licht, dann liegt die Himmelswiese immer in lachenden Sonnenschein getaucht da und ihr Leuchten zerteilt alles Trübe und Dunkle. — Ja, es ist eine wunderbare Macht, welche an der Himmelswiese hängt. Auf ihr und an ihr lernt man auch so klar und deutlich wie sonst nirgends, daß man im tiefsten Innern doch immer allein sein muß, daß man ein Kämmerlein behalten muß, verriegelt mit sieben Riegeln, das dem Allerheiligsten bleibt, von dem nur manchmal ein Leuchten herausfallen darf auf die andre, die wirkliche Welt. Denn Jeder, auch der Mensch, der einem der liebste ist, hat eine andre Himmelswiese, und wenn er auch mit mir die Schönheit der meinigen trinkt, so nehmen seine Augen doch andre Bilder mit heim, und mein Herz kann nicht in seines hinüberfließen, wie es wohl möchte in Freud und in Not, sondern muß immer und immer nur suchend auf die Wanderschaft gehen nach dem seinigen. Wenn man einmal das Lichtlein aus der alten Mühle zu hoch hat aufflammen lassen und sein ganzes Glück auf das eingestellt hat, was im Leben traulich und freundlich heißt im Beieinandersein der Menschen, so wird man bald einsehen lernen, daß man weiter muß, viel weiter, noch durch dunkle Nacht unterm Sternenschein, bis hinauf dorthin, wo die Himmelswiese strahlend im Morgensonnenglanz liegt und man auf einmal ganz deutlich fühlt, daß man wirklich im letzten Grunde allein sein will. Es ist nicht nur ein Können und Müssen, es ist auch ein Wollen dabei. Wenn man sein Herz wundgerissen hat an den dornenharten Worten:

„Einsam ist jeder Baum und Stein,
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist ganz allein"

und wenn man dann die milden tröstenden Worte Mörikes

„Sollt' ich mit Gott nicht können sein,
So wie ich möchte, mein und dein?"

sich zu eigen machen will, so dringt von ihnen ein wundervolles Licht über alle Wirrnis. Denn wir können ja auch Gottes nicht ganz werden, wie wir es ersehnen. Es trennt uns so gar Viel von ihm, und legen nicht Gleichgültigkeit, lähmende Kälte und tötende Sünde Mauern zwischen das Gotteserleben und unsre Seele, daß man oft keinen Lichtschimmer und keinen Wärmestrahl mehr hindurch spürt? Und haben wir nicht schon, gerade wenn wir am herbsten gelitten haben unter den düstern Mauern, wie mit Blitzeshelle das Bild eines einsamen Wandrers erleuchtet gesehen, der über Abgründe bergan steigt, trotz Straucheln und Fallen immer höher strebend, dem Gipfel zu? Und ist dann nicht das Suchen und Sehnen das Größte und Reichste geworden, was wir haben erleben dürfen? Ach ja, wir wissen, daß der Rhythmus, die Bewegung, nun einmal das Grundgesetz alles Erdenlebens ist, und wenn wir uns willig diesem Gesetze beugen, so wird es uns nicht erdrücken unter seiner Schwere, sondern eher hochheben und tragen. Es hat ja noch Niemand all jene wunderbaren Möglichkeiten ganz ausgeschöpft, welche beschlossen liegen in dem freudigen Suchen und auf Augenblicke Finden zwischen der Seele und ihrem Gott, wie zwischen Herz und Herz der Menschen, die sich lieb haben. Meine Himmelswiese hat mich gelehrt, dankbar zu sein, wenn über sie her auch nur das leiseste Echo tönt. Meine Himmelswiese hat mich gelehrt, daß Sehnsucht haben keine Verdammnis ist, wenn es die echte, rechte Sehnsucht ist, die aus der höchsten Höhe oder tiefsten Tiefe kommt, die hier auf Erden niemals Erfüllung finden kann und die erst gestillt wird dann, wenn alles das, was sich trennend zwischen jegliches Lieben einschiebt, ausgelöscht und ausgewischt sein wird.

Und ist sie denn selber nicht auch nur ein Stück Sehnsucht, meine Himmelswiese? Helene Becker.

Aus Welt und Zeit

Am 9. November 1918 erlebte das deutsche Volk eine soziale Revolution. Der Erbfeind des Sozialismus aber ist der **Kapitalismus**. Es wäre deswegen von besonderem Wert, zu untersuchen, welche Schritte zur Bekämpfung des Kapitalismus seit dem 9. November geschehen sind.

Die Monarchie wurde hinweggefegt, Heer und Flotte derart zersetzt, daß wir wieder zum Werbesystem zurückkehren mußten, um eine Art von Reichswehr zu schaffen. Die Grenzen unseres Reichs wurden selbst einem so armseligen Gegner wie das Polentum ist, wehrlos preisgegeben. Kirche und Schule wurden der Gegenstand gewagter und lebensgefährlicher Versuche. Der „Schwerindustrie" wurde in der kritischen Stunde der Umstellung vom Kriegs- auf den Friedensbetrieb das Dasein in verhängnisvollster Weise erschwert, ganze Werke wurden zu Tode gestreikt. Die innere Ruhe ist seit dem November dem Bürgerkrieg gewichen, der jetzt in München ganze Straßen in Trümmer gelegt hat. Eine Welle der allgemeinen Begehrlichkeit zehrt unsere Ersparnisse auf; die weitverbreitete Arbeitsunlust für die Wiederherstellung unserer Wirtschaft läßt das schlimmste befürchten.

Was ist aber bis jetzt dem Kapitalismus geschehen?

Die häßlichsten Begleiterscheinungen des Krieges, die auch dem nichtsozialistischen Deutschen die Zornröte ins Gesicht trieben, verdanken wir dem Händlertum, das, während dem soliden Handel die Hände gebunden waren, seine Orgien feierte. Mit allem, was wir an Nahrung und Kleidung und sonstigen Lebensbedürfnissen verbrauchten, waren wir dem Zwischen- und Kettenhandel dienstbar gemacht, der sich dann vollends zum Schleichhandel umwandelte und ein Pack von

„Schiebern", wie ein häßlicher, aber bezeichnender Berliner Ausdruck lautet, großzog. Dieses Gesindel hat mit seinem verfluchten Protzentum der sozialdemokratischen Verhetzung namentlich in unserem Heer den Nährboden geschaffen. Was ist aber seit dem 9. November geschehen, um diesen Aasgeiern den Raub wieder abzujagen, oder um wenigstens die weitere Auspowerung unseres Volkes durch diese Blutsauger zu verhindern? Nichts!! Noch heute blüht der Schleichhandel und trägt seinen Meistern ungeheuren Gewinn ein; und wir haben noch nicht einmal von einem Versuch gelesen, ihm ernstlich entgegenzutreten. Konnten doch selbst mit dem allerschmählichsten Schleichhandel, dem mit gestohlenem Staats- und Heeresgut, Millionen verdient werden. Daß die auf so schmutzige Weise erworbenen Vermögen trotz aller Ueberwachung unschwer ins Ausland verschleppt und so jeder Besteuerung entzogen werden, ist ja gleichfalls öffentliches Geheimnis.

Die Auslandswerte, die das Reich zur Bezahlung seiner Verbindlichkeiten beansprucht, wurden nicht etwa auf einen Tag beschlagnahmt, sondern es wurde den Besitzern angekündigt, daß das Reich den Verkaufswert dafür entrichten werde. Dadurch wurde Gelegenheit zur Eröffnung eines wüsten Börsenhandels gegeben, wobei wieder Millionen erjobbert wurden. So bekämpft die soziale Republik den „Kapitalismus".

Einer der schlimmsten Auswüchse des Kapitalismus wird durch die Behandlung des Grundes und Bodens als Handelsware gezeitigt. Alle Freunde einer gesunden Bodenreform hegten wenigstens die Hoffnung, daß die neue Zeit und die neue Ordnung auch ein neues Bodenrecht mit sich bringen werde. Auf eine dahin gehende Eingabe erhielt der Bund der Bodenreformer vom Reichspräsidenten die Antwort, daß „der Herr Reichspräsident von den Vorschlägen Kenntnis genommen" habe und ihnen „sehr sympathisch gegenüberstehe"; „die praktische Durchführbarkeit erscheine jedoch nicht in vollem Umfang gesichert", die Nationalversammlung werde auf alle Fälle Stellung nehmen. Ungefähr so brachte es auch Herr von Bethmann-Hollweg, der Sproß alter Bankkapitalisten, fertig. So bekämpft die soziale Republik den Kapitalismus.

Eine Vereinigung von bisherigen Deckoffizieren der Marine will, um ihren Mitgliedern die Daseinsmöglichkeit als Ansiedler zu sichern, den ehemaligen Marineflugplatz Ahlborn in Erbbaurecht übernehmen. Auf ihre Eingabe wurde ihnen ein abschlägiger Bescheid. Der bürgerliche Vertreter der sozialistischen Republik (Minister Gothein) stellte sich auf den Standpunkt, mit Rücksicht auf die zu erwartenden augenblicklichen höheren Einnahmen dieses Grundstück und die anderen zur Verfügung stehenden Grundstücke dem freien Handel, d. h. auf deutsch, dem Bodenwucher zu überliefern. So bekämpft die soziale Republik den Kapitalismus.

4. 5. 1919. Hr.

Wochenschau

Deutsches Reich

Wie der „Vorwärts" vom 13. April 1919 mitteilt, hat sich in Berlin ein Bund sozialistischer Kirchenfreunde mit folgenden Zielen gebildet: 1. Er will innerhalb der sozialdemokratischen Kreise Verständnis für religiöse und kirchliche Fragen erwecken. 2. Er tritt ein für eine freie selbständige Volkskirche, die weder ein Machtmittel in der Hand des Staats noch einer bestimmten Partei oder Gesellschaftsklasse sein soll. 3. Er verlangt aber Stärkung des sozialistischen Einflusses in der Kirche. Insbesondere tritt er ein für die Bildung sozialistischer Gemeindekörperschaften sowie für die Wahl sozialistischer Pfarrer in Arbeitergemeinden. Die Anregung zur Gründung wurde von einem Pfarrer gegeben, der ein Schwiegersohn des Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats ist. — Wir müssen leider nur zu sehr befürchten, daß in der Praxis des neuen Bundes, der ersten kirchlichen Vereinigung, die sich ausdrücklich auf das Programm einer einzelnen politischen Partei festnagelt, der dritte Programmpunkt den ersten verschlingen wird. Wir sind im Gegenteil der Ansicht, daß es für unsere Kirche verhängnisvoll sein muß, wenn in ihre Wahlen der Gesichtspunkt der politischen Parteigruppierung mit aller Gewalt hereingezogen wird.

In der Richtung seines ersten Programmpunktes hätte der Bund allerdings ein reiches Arbeitsgebiet vor sich. Da hat z. B. die sozialistische Regierung von Reuß j. L. ohne jede Rechtsgrundlage den Vorsteher des von der Inneren Mission errichteten großen Thüringer Frauenasy's zu Köstritz seines Amtes enthoben, die Schwestern entlassen und dadurch den Betrieb der Anstalt unterbunden. Als der Vorstand der Anstalt sich weigerte für den Betrieb der Anstalt, die seiner Leitung nicht mehr unterstand, die Mittel zu beschaffen, wurde der Vorstand durch eine Notverordnung aufgelöst, der Vorsitzende, der zugleich Oberpfarrer von Köstritz ist, wurde, weil er gegen diese Vergewaltigung eines christlichen Liebeswerkes protestierte, zwangsweise in den zeitweiligen Ruhestand versetzt.

Ebenso wurde in der Stadtverordnetenversammlung von Berlin ein sozialdemokratischer Antrag eingebracht und gegen die Stimmen der anderen Parteien durchgedrückt, alle Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln für die Seelsorge in den städtischen Anstalten, Hospitälern und anderen Einrichtungen zu streichen. Bei diesen Anstalten handelt es sich z. T. um Riesenbetriebe, deren seelsorgerliche Pflege keineswegs von den Gemeindepfarrern so nebenbei mitversorgt werden kann. Teilweise liegen diese Anstalten außerhalb der Stadt in Dörfern, deren Kirchengemeinden sich kaum verpflichtet fühlen werden, für die geistliche Versorgung dieser Anstalten zu sorgen, die sich an der Deckung der Kosten des kirchlichen Lebens nicht beteiligen. So sind z. B. an den großen Berliner städtischen Anstalten in Buch jährlich im Durchschnitt 400 Beerdigungen und 400 Abendmahlsfeiern — von den allsonntäglichen zwei Gottesdiensten abgesehen — abzuhalten. Es ist gar keine Möglichkeit, daß der ohnedies schon stark belastete Gemeindepfarrer diese Arbeit nebenamtlich übernehmen könnte. Wer aber das Leben in Anstalten kennt, weiß, welche Grausamkeit es bedeutet, diese Kranken, Alten, Vereinsamten, Gescheiterten — Männer wie Frauen — des Einzigen zu berauben, der sie nicht als Nummern, sondern als Menschen nimmt, des Seelsorgers; welche Gewissensbedrückung es in sich schließt, solchen Pflegebefohlenen, die ja meist die Pforten der Anstalt nicht überschreiten können und dürfen, den Besuch des Gottesdienstes und den Empfang des Abendmahls, zumal in der Sterbestunde, faktisch unmöglich zu machen. Es ist ja hoffentlich mit dem Beschluß des Stadtverordnetenausschusses noch nicht das letzte Wort gesprochen, aber daß dieser Beschluß überhaupt gefaßt werden konnte, bedeutet ein Sturmzeichen. Hr.

Bücherschau

Paul Heyse und Gottfried Keller. Im Verlag von G. Westermann in Braunschweig ist soeben der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Gottfried Keller erschienen, herausgegeben von Max Kalbeck (443 Seiten, gebunden 15 M.). 30 Jahre haben die beiden Dichter miteinander im Briefwechsel gestanden (von 1859—1889), und es ist ungemein reizvoll, zu sehen, wie die Freundschaft zwischen beiden sich allmählich anbahnt, wie sie sich vertieft zu einem selten schönen, innigen Freundschaftsbunde, um in den letzten Jahren doch wieder etwas abzukühlen. Viel reizvoller aber ist noch der Einblick, den man hier gleichsam in die Werkstatt der beiden Dichter erhält. Offen verhandeln sie vor uns ihre Pläne und Entwürfe, ihre Hoffnungen und Enttäuschungen, ihre Erfolge und Mißerfolge. Ihr ganzes Leben während dieser 30 Jahre zieht an uns vorüber, der Charakter der beiden tritt ungemein plastisch und lebendig hervor: Der Sonnenjüngling Heyse gegenüber dem schwerfälligen, gehaltenen und doch so köstlich humorvollen Keller. In seiner gehaltvollen Einleitung und in den ausgiebigen Erläuterungen zu den einzelnen Briefen zieht Kalbeck in feinsinniger Weise die Verbindungslinien. So kann ich mir kaum eine schönere Gabe zur Feier des 100. Geburtstages Kellers denken als dies Buch. Miz.

Kleine Schriften

Lic. Gerhard Füllkrug, Vaterländische evangelische Kriegs-Vorträge. Schwerin i. Meckl., Fr. Bahn. 1.50 Mk.

12 Vorträge, die sich den in den ersten 4 Sammlungen erschienenen würdig anreihen: inhaltsreich und anregend, für Vereinsleiter eine wahre Fundgrube an Stoff zu Vorträgen und Vorlesungen an Vereinsabenden. Mix

Ernst Lohmann, Allerhand aus dem Felde. 3. Aufl. Bad Nassau (Lahn), Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur. 20 Pfg.

Gottfried Schwarz, Die Entstehung der Hexenprozesse. Darmstadt, Roßdorferstraße 73. Selbstverlag.

R. O. Koppin, Das Gesicht[?] der Nacht. Neue Gedichte. Weimar, Weckruf-Verlag. 1.20 M.

Voll Stimmung, fein empfunden, aber unter großer Papierverschwendung gedruckt.

E. Prüfer, Die dienende weibliche Landjugend. Leipzig, P. Eger. 45 Pfg.

Dr. W. Wenk, Wert[?] des Obstes und Obstverwertung. Heidelberg, Fritz Heubach. 30 Pfg.

Wohlfahrt und Wirtschaft. Monatsschrift, herausgegeben von Benno Jaroslaw. Jena, Eugen Diederichs. Vierteljährlich 2 Mk.

Folge 21 wird am 23. Mai ausgegeben.

Inhalt: Wochenspruch. Von Cyriacus Spangenberg. — Paradies. Von Niebergall. — Um unsere Ehre! Um das Gewissen der Menschheit! Von Prof. Hans Haecke. — Die Bedeutung der Mischehenpflege. Von Dr. Karl Fey. — Die Himmelswiese. Von Helene Becker. — Aus Welt und Zeit. Von Hr. — Wochenschau. — Bücherschau.

Soeben wurde ausgegeben:

Unter dem Schirm des Höchsten

Morgen- und Abendandachten für alle Tage des Jahres

von **Karl Keeser**

† Prälat in Heilbronn.

Dritte Auflage 1919.

Auf vorzüglichem Papier. Dauerhaft gebunden.

Preis 8 Mark zuzüglich 10% Teuerungszuschlag.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Alum.-Essbestecke

Esslöffel	Dtz. M.	9.50
Gabeln	„ „	9.50
Teelöffel	„ „	6.—
Kinderlöffel- und „ Gabeln	„ „	9.—
Dessertlöffel- und „ Gabeln	„ „	9.—
Vorleger	Stück „	4.25

Garantiert rein Aluminium.

Verpackung frei.

Versand per Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages

Fr. Berghaus,

Eveking (Westf.)

Werbet f. d. Wartburg.

Prächtiger Wandschmuck!

Luther

Nach dem Gemälde von **Lucas Cranach** d. J. 1540.

Bildgröße: 23×35 cm,

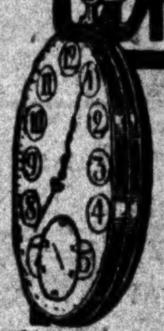
Papiergröße: 30×42 cm.

Ein wirklich schönes Lutherbildnis von farbenprächtiger Wirkung, das jedem deutschen evangelischen Hause zur Zierde gereicht.

Preis M. 4.—, franko gegen Einsendung von M. 4.65 einschließlich Verpackung.

Der geringe Vorrat empfiehlt schnellste Bestellung.

Arwed Strauch in Leipzig.



Umsonst geben wir Ihnen **Uhren**

Schmuck, Bücher, Musikinstrumente, auch Ihre **Photographie** oder die sonstiger Personen in **Vergrößerung** (30/40 cm) oder als **Brosche** etc. Sie können auch wählen aus unserer **Geschenkliste** (einige Artikel unter Zuzahlung des Mehrbetrags), wenn Sie für uns 100 Oster-, Pfingst-, Gelegenheits- und Künstlerkarten verkaufen. Senden Sie uns Ihre Adresse und verkaufen dann die erhaltenen Postkarten. Von dem Erlös senden Sie uns M 10.50 und bestimmen, was Sie zu haben wünschen. **Hunderttausende sind nachweislich zur Zufriedenheit bedient. Jeder** kann sich auf diese streng reelle Weise in den Besitz des schönsten Schmucks und praktischer Bedarfsartikel setzen. An Schüler liefern wir nicht. **Walter Schmidt & Co., Berlin W 30/ 0.8.**

Theologen

nichtorthod. Glaubens, die den deutsch-völk. Standpunkt vertreten, finden freien

Erholungsaufenthalt

gegen geringe Gegenleistung im

Thür. Waldsanatorium Finkenmühle

Post Mellenbach.

Suche für **junges**, gebildetes

Mädchen

20 Jahre), das sich keiner häuslichen Arbeit scheut und guten Charakter hat, besonders auch kinderlieb ist, **Aufnahme** in einem **ländlichen Pfarrhause**, am liebsten zu einem Kind (oder Kindern), ohne gegenseitige Entschädigung.

Pfr. Weber, Lengenfeld i. V.

Fräulein, 34 Jahre, mit gründl. christlich-sozialer Ausbildung, auf verschiedenen Gebieten praktisch tätig gewesen, sucht Anstellung als

Gemeindehelferin

oder ähnliche Anstellung möglichst bald.

Angebote unter „Gemeindehelferin“ an den Verlag dieses Blattes, Arwed Strauch in Leipzig, erbeten.

Der

Heimat Dank

Lichtbilderabend

mit 47 Bildern aus der

Kriegsbeschädigtenfürsorge

mit begleitenden Worten

von

E. H. Bethge.

Führt im Bilde das ganze Gebiet des Heimatdankes, wie es in der Wiederertüchtigung der Kriegsbeschädigten zum Wirtschaftskampf, in der Kriegswitwen- und Waisenfürsorge zum Ausdruck kommt, wie auch die Bestrebungen der Heimstätten- u. Kriegersiedelungs-Vereinigungen vor.

Zeitgemäß! Hochinteressant!

Preis des vollständigen Abends (Textbuch) M. 1,50.

Leihgebühr der Bilder M. 15,—.

Text gern zur Ansicht von

Arwed Strauch, Leipzig.

Wer hilft einem früheren kath. Geistlichen,

der wegen Gewissenskonflikte sein Amt aufgegeben hat, zu einer Stellung an einer

Privatschule?

Ist für das Schulamt theoretisch u. praktisch disponiert.

Gefl. Zuschriften an d. Verlag der Wartburg (Arwed Strauch) in Leipzig unter Schulamt.

Kirchen-Heizung

als Luftheizungen,

Dampfheizungen,

Kirchen-Mantelöfen

eigener Fabrik

seit 1876 in vielen Tausenden best. bewährt.

Illustr. Broschüre kostenlos.

Sachsse & Co., Halle a. S.

30 volkstümliche geistliche Lieder

für 1 Singstimme und Guitarre

bearbeitet von

M. Georg Winter.

Advent - Weihnachten - Silvester

Passion - Konfirmation - Ostern

Himmelfahrt - Pfingsten - Trinitatis

Trost - Hochzeit - Am Morgen

Sommer - Wandern - Am Abend

Glaube und Hingabe.

— Preis Mk. 2,50 —

Diese reichhaltige Sammlung geistlicher Volkslieder mit Lautenbegleitung kommt tatsächlich einem Bedürfnis entgegen. Die Laute wird in der Familie wieder heimisch, wie es zu Luthers Zeiten war, aber eine brauchbare Auswahl unserer schönsten geistlichen Volkslieder gab es bisher nicht. Auch darauf mag hingewiesen werden, daß zahlreiche Vereine jetzt und in Zukunft den Gesang zur Laute pflegen werden.

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig.

Verantwortlicher Schriftleiter: Pfarrer G. Mix in Guben, N.-L. Für die Anzeigen verantwortlich Arwed Strauch, Leipzig, Hospitalstr. 25.
Verlag von Arwed Strauch in Leipzig. — Druck von Richard Schmidt, Leipzig-R.